

Wochenende

Das ferne Haus des Vaters

WEIN DER WOCHE



VORGESTELLT
VON
THOMAS GRIES
WEINHÄNDLER,
GÖTTINGEN

Frische, Frucht und Leichtigkeit

Angenehme Temperaturen und lange laue Sommerabende auf Terrasse oder Balkon machen Lust auf leichte und frische Sommerweine. Aber welcher ist der klassische Sommerwein? Die originellste Antwort auf die Frage, hat Nancy Sinatra gegeben: „Erdbeeren, Kirschen und der Kuss eines Engels ... daraus besteht mein Sommerwein“, sang sie 1967. Für meinen Geschmack sollte er frisch, fruchtig und leicht sein. Zudem darf er den Geschmack der eher leichten Sommerküche nicht überlagern. Eigenschaften, die der „Sommerwein“ vom Weingut „Rebenhof“ aus Ürzig (Mosel) in harmonischer Weise auf sich vereinigt. Die Besitzer des Rebenhofs, Johannes und Doris Schmitz bewirtschaften vier Hektar Rebfläche, größtenteils in den Steilhängen der Ürziger Moselschleife. Schonende Traubenverarbeitung, langsame Gärung und Reife erhalten dem Wein, was die Traube mitgebracht hat: Konzentrierte, lang anhaltende Fruchtaromen und kräftige Mineralien aus dem Schiefer. Alles, womit individuelle Rieslinge die Einzigartigkeit des Jahrgangs und der Lage widerspiegeln.

Der „Sommerwein“ ist ein leichter Riesling mit einer spritzigen, dezenten Säure. Im Glas präsentiert er sich in hellem Strohgelb. Sein Bouquet erinnert an weiße Pfirsiche und grünen Apfel. Diese Fruchtaromen kombiniert mit rassisger Mineralität und einem leicht blumigen Abgang verleihen ihm seine besondere Note. Er schmeckt ebenso zu leichten Gemüsegerichten und Salaten oder einfach solo getrunken, eben ein Sommerwein.

Sommerwein 2007
Rebenhof, Ürzig,
Mosel
0,75l Fl. 4,95 Euro
11,5 % Vol.
Weinhaus Linsel
Inh. Thomas Gries
Kurze-Geismar-Str. 15
Telefon 05 51/5 75 32
www.wein-linsel.de



Wiedersehen nach 64 Jahren: Adi Barke geht im polnischen Toporzysko auf das Backsteinhaus zu, in dem er als kleiner Junge wohnte.

Barke

Als Adi Barke drei Jahre alt ist, wird er aus seiner Kindheit verjagt. Als einer von 14 Millionen deutschen Vertriebenen aus den Ostgebieten zahlt er 1945 den Preis für die Gräueltaten des NS-Regimes. Erst 64 Jahre danach steht er wieder in seinem Heimatdorf in der Nähe von Thorn: eine späte Reise in eine Vergangenheit, die noch immer nicht ganz vergangen ist.

VON JÖRN BARKE

Manchmal treibt ein Wort plötzlich an die Oberfläche. Irgendwann einmal schwamm es im großen Ozean der Gedanken, dann wurde ein Stein darauf geworfen, und es sank auf den lichtlosen Meeresgrund. Und wieder irgendwann schiebt vielleicht ein Tiefseekrake versehentlich den Stein beiseite, das Wort wird frei und taucht auf. Dieses Wort heißt bei mir: Amthal.

Die Städtepartnerschaft zwischen Göttingen, wo ich wohne, und Toruń, das einmal Thorn hieß, hatte mich jahrelang nicht besonders interessiert. Immer wieder las ich etwas darüber, um es nicht weiter zu beachten. Es war für mich eine Städtepartnerschaft von vielen, eine für Funktionsträger und für die ältere Generation, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg und der Spaltung Europas aussöhnen musste. Ich war zu

jung für diese standardisierte Form der Vergangenheitsbewältigung. Vor allem war ich ganz im Westen verankert. Ich wuchs in einer Welt auf, in der Osteuropa ein fernes Reich war, und als es ganz nahe rückte, studierte ich ein Semester in Frankreich.

Doch vor kurzem saß ich am Schreibtisch, las wieder etwas über die Göttinger Partnerstadt, und ohne einen ersichtlichen Grund tauchte in meinen Gedanken schlagartig dieses Wort auf: Amthal, genauer: Amthal, Kreis Thorn. Das nämlich stünde auf der Geburtsurkunde meines Vaters, wenn er eine hätte.

Er hat aber keine. Sie ging verloren, als das vom größtensinnigsten Feldherren aller Zeiten eingepfeitschte nationalsozialistische Terrorreich zusammenbrach. Auf die Geburtsurkunde zu achten, war das geringste Problem der Familie meines Vaters, als sie aus Amthal vor der russischen Armee floh, am 22. Januar 1945, als mein Vater drei Jahre alt war.

Seine kleine Schwester, ein neun Monate altes Baby, überlebte die Flucht nicht. Seine Mutter starb 1947 bei der Geburt der nächsten Schwester.

Als ich meinem Vater am Telefon erzähle, dass ich demnächst dienstlich nach Thorn fahre, sagt er: Ich möchte mitkommen, auf eigene Rechnung. Er ist jetzt 67 Jahre alt und war nie wieder in Amthal, diesem kleinen Nest bei Thorn. Ich sage ihm, dass das eine ungemütliche Busfahrt bedeuten würde, zwölf Stunden, auf engem Raum und über Nacht, zweimal in vier Tagen. Er hat außerdem drei Stunden Anfahrt nach Göttingen, und er will trotzdem mitkommen.

Er musste als Kind seine Heimat verlassen, genau wie meine Mutter, die 1946 als Achtjährige mit ihrer Familie aus Kreisau in Niederschlesien vertrieben wurde. Da sie schon etwas älter war als mein Vater, kann sie sich an die Geschehnisse besser erinnern, was kein Vorteil ist.

Bevor sie von dieser Zeit erzählte, wusste ich schon lange,

dass die Deutschen den Zweiten Weltkrieg entfesselt, sechs Millionen Juden ermordet und unmenschliche Massaker begangen hatten. Die brutale Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten nach Kriegsende war die Vergeltung für diese Verbrechen. Das hielt ich meinen Eltern immer vor, als ich ein Schüler war.

Sie ließen es über sich ergehen. Sie stammten beide aus Landstrichen, die seit ihrer Kindheit nicht mehr sein durften, auch im öffentlichen Bewusstsein nicht, und meine Eltern wussten das.

Sie verstaute ihre Vergangenheit ganz hinten im Schrank des Lebens. Spät fing sie an zu erzählen, und noch später fing ich an, zu fragen. Jetzt, da meine Kinder etwa so alt sind wie meine Eltern, als sie aus ihrer Kindheit vertrieben wurden, denke ich öfter an die Erinnerungssplinter, die noch immer in ihren Köpfen stecken.

Weiter auf der nächsten Seite ►



Taxi nach Toporzysko

► Fortsetzung

Manchmal, wenn ich sehe, wie meine vierjährige Tochter ihren zerzausten Teddy an sich drückt, ihren unverzichtbaren Tröster, denke ich an meine Mutter. Wie sie mitbekommt, dass die erwachsenen Frauen sich in Kohlenhaufen verstecken, wenn die Russen kommen. Wie sie ihren Puppenwagen an eine polnische Familie abgeben muss. Wie sie auf dem Bahnhof steht, acht Jahre alt, und mit Mutter und Bruder auf die Viehwaggons wartet, die sie abtransportieren werden. Wie sie mit anderen Kindern aus Leibeskraften brüllt, als der Zug sich nach einem Zwischenhalt in Bewegung setzt, während die Mütter noch beim Wasserholen sind.

Jetzt sitzt mein Vater neben mir in einem Taxi, das die polnische Provinz durchquert. Seit Jahrhunderten wechselten die Herrscher dieser ethnisch gemischten Region um die Stadt Thorn. Im Mittelalter durch den Deutschen Orden erobert und besiedelt, kam das Gebiet später ans Königreich Polen, bei den Teilungen des Landes zu Preußen, nach dem Ersten Weltkrieg wurde es als sogenannter Korridor wieder Polen zugeschlagen, bis das Land 1939 vom nationalsozialistischen Deutschland überfallen und auf barbarische Weise besetzt wurde, was fünf Millionen Menschen das Leben kostete. 1945 wurde das Gebiet wieder polnisch, und mit der Vertreibung der Deutschen wurden alle ethnischen Unklarheiten radikal beseitigt.

Hofhund an der Kette

Im Kopf hat mein Vater nur eine vage Vorstellung von dem Haus, in dem er als Kleinkind lebte. Amthal heißt heute Toporzysko. Es ist kein Ort, es sind nur ein paar verstreute Häuser, die links und rechts der Straße liegen, die Toruń mit Bydgoszcz verbindet, das einmal Bromberg hieß.

Es ist schon früher Abend, aber mein Vater wollte unbedingt noch am ersten Tag nach Toporzysko. Hinter dem Ortschaftschild, so hat es ihm sein älterer Bruder erklärt, müsste auf der rechten Seite eine Gaststätte stehen und danach ein Weg rechts abzweigen. Tatsächlich finden wir eine ehemalige Kneipe, ein heruntergekommenes Gebäude mit einer gründigen Fassade, hinter der sich jetzt ein Geschäft

verbirgt. Ein Stück weiter entdecken wir eine asphaltierte Seitenstraße. Sie geht bald in einen Feldweg mit leichtem Schotterbelag über, der zwischen Mais- und Weizenfeldern hindurchführt. Darüber hängt ein weiter Himmel mit schwülblauen Wolken. Nach 600 Metern befindet sich inmitten der Einöde ein allein stehendes älteres Backsteinhaus auf der rechten Seite: Das müsste es sein.

Mein Vater schnell aus dem Taxi. Er läuft zu meinem Entsetzen direkt auf das Grundstück. Der Hofhund, ein Schäferhund-Imitat, schlägt an und zerrt an seiner Kette. Ein kleiner Kläffer springt zwischen den Beinen meines Vaters herum und bellt heiser. Die Bäuerin, die in ihrer blauen Kittelschürze auf dem Hof werkelt, blickt auf und irritiert, aber nicht feindselig. Mein Vater, der kein Polnisch spricht, redet mit bewegter Gestik auf sie ein. Mit Hilfe des Taxifahrers, der ein paar Brocken Deutsch spricht, versteht die ältere Frau, was mein Vater will. Sie bleibt freundlich und hat nichts dagegen, dass wir das Grundstück und den Garten betreten. Ihrem beleibten Mann behagt die Situation dagegen offenbar wenig. Er zieht sich ins Haus zurück.

Als ich mich auf das Grundstück wage, trete ich fast auf einen toten Maulwurf. Der unruhige Hofhund hat rund um seine klägliche Hütte den Rasen abgewetzt und einen stumpfen, teils aufgebuddelten Erdboden übriggelassen. Nur wenig davon entfernt steht mein Vater. Er hat einen verrosteten und zerbrochenen Pflug entdeckt. Damals habe man solch ein Gerät zum Beckern des Rübenfeldes benutzt.

Der Garten des Hauses ist durch einen Staketenzaun begrenzt, der seit langen Jahren nicht mehr gestrichen wurde. Es gibt ein Foto, das zeigt, wie mein Vater als kleiner Junge auf einem Pferd sitzt und daneben ein solcher Zaun zu sehen ist. Könnte es noch immer dieser sein? Das Holz sei von guter Qualität, meint mein Vater. Im Garten blüht Fingerhut. Im benachbarten Feld zirpt es.

Als wir wieder im Hotel sind, ruft mein Vater seinen älteren Bruder an, der Toporzysko nie wieder betreten hat: Wir haben das Haus gefunden. So aufgeregt habe ich meinen Vater noch nie telefonieren sehen.

In der Nacht träume ich von einer Jugendherberge, in der ich

nicht zum Duschen gelassen werde, weil ich angeblich zu spät bin. Erst mit Hilfe von Fremden gelingt es mir, mich durchzusetzen: Sie schreiben mich unter einem anderen Namen auf eine Liste ein.

Am nächsten Morgen behauptet mein Vater, in der Nacht habe ein Fenster geknallt. Ich sage ihm, das sei Blödsinn. Wenig später stelle ich fest, dass ich im Schlaf die Nachttischlampe heruntergefegt haben muss.

Nach dem Frühstück fahren wir noch einmal nach Toporzysko, diesmal mit dem Bus. Wir steigen an einem graffitiver-schmierten Warthäuschen aus, auf dessen Betonboden sich der Grünspan festkrallt.

Die Bäuerin, die im Sonntagskleid in der Küche Kartoffeln schält, lässt uns noch einmal in den Garten. Als wir dort sind und das Haus fotografieren, wird innen eine Gardine zugezogen.

Auf dem Hof begrüßt uns ein polnischer Nachbar. Er redet beruhigend auf den an seiner Kette umherstreifenden Hofhund ein, verabschiedet sich freundlich und macht sich auf dem Weg zu seinem Haus, das auf der anderen Straßenseite etwa hundert Meter entfernt vom Weg liegt. Es ist das Geburtshaus meines Großvaters.

Kalte Heimat

Als mein Vater einige Minuten später von der Straße aus auch dieses Haus fotografiert, verliert der Nachbar seine Freundlichkeit: „Nein“, brüllt er auf Polnisch zu uns herüber, und als mein Vater weiter fotografiert, schickt er ein scharfes „Fuck you“ hinterher. Kurze Zeit später kommt er mit einem rostigen blauen Herrenfahrrad an.

Er versucht uns zu fragen, was wir hier machen, aber da wir kein Polnisch sprechen, ist die Verständigung schwierig. Mit Handzeichen macht ihm mein Vater verständlich, dass er hier als kleiner Junge gewohnt hat. Der Nachbar, eine ausgemergelte Gestalt mit Schnurrbart und gegerbtem Gesicht, vielleicht 50 Jahre alt, übermittelt uns wiederum irgendwie, dass das Haus, in dem er wohnt, schon immer seiner Mutter gehörte.

Er kann nicht wissen, dass meine Eltern nicht die geringsten Ambitionen haben, in ihre alten Häuser zurückzukehren. Sie haben, beide um die 70 Jahre alt, nichts verloren in einem Land, dessen Sprache sie nicht verstehen, dessen Bewohner sie nicht kennen, und in dem sie ganz von vorn anfangen müssten, noch einmal, noch einmal als Fremde.

Denn auch ihre Ankunft im Westen vor rund 60 Jahren, als Deutsche unter Deutschen in einem zerstörten Land, war alles andere als einfach. Es war eine Ankunft in einer kalten Heimat – für die, die ankamen. Zwei Millionen Menschen überlebten Flucht, Verschleppung und Vertreibung nicht.

In den fünfziger Jahren waren ein Viertel der Niedersachsen Vertriebene. Jahrzehntlang ist in politischen Erfolgskontexten und in der Geschichtsschreibung das leicht Sichtbare betont worden: dass die Partei BHE als politische Vertretung der Heimatvertriebenen bald von der Bildfläche verschwand, dass das Wirtschaftswunder mögliche soziale Unruhen aufgesogen hat und eine schnelle Integration ermöglicht habe.

Aber alles, was weniger leicht zu fassen war, wurde nicht so hell ausgeleuchtet: die seelischen Narben der Vertriebenen; die Tatsache, dass die Einheimischen nicht durchweg begeistert waren, in ihren Häusern vorübergehend Flüchtlinge aufnehmen zu müssen; das Problem, dass es – auch aufgrund unterschiedlicher Dialekte – soziale und kulturelle Spannungen gab; die Ungleich-



Nachhall der Vergangenheit: Adi Barke auf dem Hof seines Vaters neben einem alten Ackergerät.

heit, dass die Einheimischen viel von ihrem Besitz retten konnten, während die Vertriebenen oft einen massiven sozialen Abstieg hinnehmen mussten. Und schließlich die Erkenntnis, dass der Lastenausgleich an all dem nichts grundsätzlich änderte.

Der Vater meines Vaters war in Amthal ein selbstständiger Landwirt mit einer ordentlichen, wenn auch nicht riesigen Fläche Land. Nach der Vertreibung musste er seine Familie unter anderem mit Hilfsarbeiten bei einheimischen Landwirten, die ihre Ländereien behalten hatten, durchbringen.

Am Ende des Gesprächs fährt der Mann mit dem rostigen Rad weiter, in Richtung Hauptstraße, zu dem Geschäft. In einer alten Stofftasche in seinem Fahrradbord klappert Glas.

Die alten Häuser von Toporzysko sind leicht zu erkennen: Es sind Backsteinbauten, durch Zahlen im Mauerwerk auf die Zeit um 1900 datiert. Die schlichtsozialistische Zweckbauten unterscheiden sich deutlich davon. Und rings um Toporzysko wachsen hübsche nachkommunistische Einfamilienhäuser aus dem Boden. Die meisten alten Häuser sind bewohnt, aber nicht alle: An der Hauptstraße verfällt ein Backsteingebäude von 1897, bei dem Fenster und Türen vernagelt und teils zugewuchert sind.

Büsche und Gräber

Die Geschichte meiner Familie endete für mich immer bei meinen Großeltern. Da gab es eine Barriere, hinter der nichts mehr zu erwarten war. Zum Glück landete mein Teil der Familie ganz im Westen. Meine Mutter gelangte in einen der letzten Transporte, die noch in die Westzonen gingen. Als diese voll waren, wurde der Rest der Verwandtschaft in die Sowjetische Besatzungszone geleitet und war später in der DDR gefangen. Die Familie wurde also nicht nur vertrieben, sondern auch geteilt.

Kulturelle Eigenheiten aus Schlesien oder Westpreußen sind aus meiner Familie vollständig verschwunden. Es gab nie Trachten oder besondere Gerichte, es gab keine Dialekte und schon lange keine Teilnahme an Heimattreffen.

Die Vertreibung reicht trotzdem mit einem langen Schatten in die nächste Generation. Manchmal, wenn mein sechsjähriger Sohn in sich versunken sein Spielzeug über das Zimmer verteilt, denke ich an die unglaubliche Besitzlosigkeit vieler Vertriebenen, die oft mit dem gehen mussten, was sie tragen konnten, und auch das wurde nicht selten noch geplündert.

Als ich mich zum ersten Mal im Haus meiner künftigen Schwiegereltern aufhielt, staunte ich über die vielen alten Möbel. Ich war zwischen Furnierschränken groß geworden. Ich kannte keine Möbel, die älter waren als aus den siebziger Jahren, als sich meine Eltern ein eigenes Häuschen ertrouten, im Neubauviertel eines abgelegenen Dorfes.

Einmal besuchte ich dienstlich einen Termin, bei dem Privatleute den Wert ihrer häuslichen Antiquitäten von Experten schätzen lassen konnten. Ich stand etwas hilflos dazwischen, als all die Leute ihre schweren Porzellanteller, ihre riesigen Gemälde, edlen Zuckerdosen und gewaltigen Wanduhren an mir vorbeitrugen.

Auf der Hinfahrt im Überlandbus von Göttingen nach Thorn hatte ich mich mit dem 20-jährigen Adam unterhalten, einen Studenten aus Toruń, der für ein paar Monate als Au-pair in Deutschland gearbeitet hatte. Wir, jünger als die meisten anderen im Bus, verstanden uns gut. Als ich erwähnte, dass mein Vater aus der Nähe von Thorn stammt, brach das Gespräch erst einmal ab, ehe wir weiterredeten.

Im Bus fuhr auch eine 75-jährige Deutsche mit. Sie erzählte mir, welche Schikanen ihre Familie zu erleiden hatte, bis auch sie 1950 Polen endlich verlassen konnte. Neben ihr saß der 21-jährige Daniel aus Thüringen. Er war auf dem Weg zu seiner polnischen Verlobten, die er im Internet kennen gelernt hatte, bei einem Kriegs- und Kampfspiel.

Mein Vater meint, noch eine dumpfe Erinnerung an die Weichsel zu haben, also wandern wir los in die Richtung, in der sie liegen müsste. Wir kommen an einem Kiefernwald vorbei, durchqueren auf sandigem Boden ein großes Maisfeld und gelangen zu einem Deich. Die

Weichsel ist von dort nicht zu sehen. Sie könnte ein Stück weiter liegen, hinter einer Buschreihe, die das flache Land durchzieht. Wir wandern zum anderen Ende des Ortes.

An einer Haltestelle mit Löchern im Dach des Unterstandes wartet mein Vater auf den Bus. Er sitzt auf einer Bank mit schiefen, rostigen Metallbeinen. Ich erkunde eine kleine Seitenstraße. Dabei bemerke ich zwischen Büschen am Straßenrand drei kleine gemauerte Pfeiler. Auf ihnen ist die Zahl 1934 zu lesen, sie sind mit Kreuzen versehen. Es ist ein alter Friedhof. Mein Vater, den ich herbeihole, schaut ihn sich nur kurz an. Hinter den Pfeilern verbirgen sich zwischen Dornengestrüpp überwucherte Gräber. Aus den Steineinfassungen wachsen Büsche und Bäume. Ein einziger Grabstein ist noch heil, aber die Inschrift weitgehend unleserlich.

Kruzifix mit Blumen

Ich verlasse den Friedhof und gehe an zwei spielenden Mädchen vorbei. 200 Meter weiter steht auf der anderen Seite der Hauptstraße ein Kruzifix, schön gestrichen, hübsch hergerichtet mit frischen Blumen, rundum geschmückt mit polnischen Fähnchen und Glitter. Im Bus singt Phil Collins „I see your true colors shining through“. Immer wieder tauchen am Straßenrand alte Backsteinhäuser auf.

Am Abend sitzen wir in der schneien historischen Altstadt von Toruń. „Man könnte hier jedes Haus fotografieren“, sagt mein Vater. Am Kopernikus-Denkmal machen polnische Touristen im Trubel Erinnerungsfotos.

Thorns Altstadt zählt zum Unesco-Weltkulturerbe. Viele junge Leute sind in diesem quirligen Viertel unterwegs. Am Tisch nebenan wird gelacht, während mein Vater vom Tod seiner Mutter erzählt. Ich bin erstaunt, wie wenig Bitterkeit bei diesem Besuch in ihm ist. Er wirkt gelöst und glücklich, dass er diese Reise noch gemacht hat.

Am nächsten Tag sitzen wir wieder im Überlandbus, eine weitere Nachtfahrt vor uns. Auf der Höhe von Toporzysko winkt mein Vater noch einmal ins Land hinein.



Haltestelle Toporzysko: Studium des Busfahrplans.



Im Garten blüht Fingerhut: das Haus der Kindheit.